



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Johann Jacoby.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Johann Jacoby.

Im October d. J. fanden wir in der Mehrzahl der deutschen Zeitungen folgende „identische Note“: „Die gesammelten Schriften und Reden von Dr. Johann Jacoby“ (Hamburg, Verlag von Otto Meißner) geben, chronologisch geordnet, ein vollständiges Bild des bedeutenden Mannes. Die Sammlung, obwohl zum größten Theil aus Aufsätzen politischen Inhalts bestehend, bietet selbst denjenigen, die nicht Jacoby's Standpunkt theilen, einen interessanten Einblick in das Geistesleben eines tief philosophisch gebildeten Mannes, der in den Aufsätzen über „Hegel und die Nachgeborenen“, in der „Parallele zwischen Kant und Lessing“, in dem von einem gründlichen Studium des Aristoteles zeugenden Essay über „das Wesen und die Wirkung der Griechischen Tragödie“ am unzweideutigsten sein ideales Streben nach Wahrheit documentirt. Diese Erkenntniß wird auch diejenigen, welche sich durch den Standpunkt, den Jacoby in nationalen Fragen, so vor allem in der Frage der Annexion von Elsaß und Lothringen, einnimmt, abgestoßen fühlen, bewegen können, die Schriften Jacoby's nicht als die eines unversöhnlichen auf Irrwegen befindlichen Gegners, sondern als die Schriften eines Philosophen zu behandeln, von dem auch der Gegner lernen kann.“ —

Was uns an dieser Note auffällt, ist erstens die Zeit ihrer Veröffentlichung und zweitens deren eigenthümlicher Inhalt. Unsere Gründe sind folgende:

Das Buch selbst ist schon im Hochsommer d. J. erschienen. Die Reclame erscheint erst im Spätherbst, zu jener Zeit, wo die welken Blätter lebensmüde zur Erde sinken und ein rauher, regenschwangerer Wind über die kahlen Stoppelfelder hinsfährt. In der Zwischenzeit machte der Name Jacoby zweimal die Runde durch die deutschen Zeitungen. Es hieß, er habe sich von Königsberg nach Berlin begeben, um am letzteren Orte die „demokratische Presse“ zu reorganisiren. Wir zweifeln nicht an der Wichtigkeit dieser Nachricht, insbesondere nicht daran, daß der fraglichen Reise der angegebene Zweck wirklich zu Grunde lag. Jedenfalls aber ist der Zweck verfehlt worden. Denn der Zustand der Berliner Presse überhaupt, und der der „demokratischen“ insbesondere, ist heute noch ganz derselbe, wie damals. Es gibt in Berlin gute und schlechte,

anständige und unanständige, conservative und liberale, nationale und fortschrittliche Zeitungen, aber keine „demokratische“ im Sinne Jacoby's, mit Ausnahme eines einzigen Blattes, welches nach jener viel berufenen Reorganisationsreise dieselbe Armuth an Gedanken, Abonnenten und Inseraten zeigt, wie vorher. — Das zweite Mal hieß es Jacoby werde in Berlin zum Landtag gewählt werden. Indessen der dritte Berliner Wahlkreis, welcher inzwischen durch den Rücktritt von Schulze-Delitsch erledigt war, verwarf die Candidatur von Jacoby und wählte statt dessen einen Königl. Preussischen Geheimen Regierungsrath a. D. Namens Kerst, von welchem wir im Grunde nichts wissen, als daß er den Wählern in seiner Candidatur-Rede erzählt hat, „wie er, mit dem Jagdrock von Büffeln bekleidet, Scalpe und Bärenzähnen am Gürtel, durch die amerikanischen Prärien gewandert ist; wie er durch den glühenden Sand in Afrikas Wüste seinen schäumenden Hengst gespornt hat; wie ihn in Paraguay die Spikzen des Jesuitenstaates in Procession empfangen haben, während das Volk jubelte: Hallelujah, Hosanna, der Geheime Regierungsrath Kerst ist da.“ — Nachdem dieser geographische Cursus von den wißbegierigen Wählern mit Dankbarkeit und Vergnügen aufgenommen worden war, erntete Herr Kerst schließlich mit der Versicherung: „Ein ungebildetes Weib kann nie die Mutter einer großen Nation werden“ einen wahrhaft frenetischen Beifall der gebildeten Wähler der Metropole der Intelligenz. Einem Auswärtigen ist letzteres vielleicht unbegreiflich; allein doch bloß deshalb, weil er sich in den hohen Gedankenflug des „richtigen“ Berliners nicht zu finden weiß. Dieser Gedankengang war offenbar bei einem jeden Einzelnen der vereinigten Beifallspender folgender: „Ich bin ein gebildeter Berliner; folglich ist meine Frau auch eine gebildete Berlinerin. Ein ungebildetes Weib kann nicht die Mutter einer großen Nation werden; folglich kann es ein gebildetes. Folglich kann meine Frau als eine gebildete Berlinerin die Mutter einer großen Nation werden. Folglich werde ich der Vater einer gebildeten Nation und stehe groß da!“

Natürlich konnte unter solchen Umständen Niemand Anders gewählt werden, als der Königliche Geheime Regierungsrath a. D. Kerst. Er erhielt beinahe alle Stimmen; sein fortschrittlicher Gegencandidat Herr Oberlehrer Petsch, welchen kein Geringerer, als Herr Schulze-Delitsch selbst empfohlen hatte, erhielt nur vier Stimmen — und Jacoby nur zwei. Der letztere wird sich mit philosophischem Gleichmuth über diesen Mißerfolg zu trösten wissen. Er verabscheut ja die „Erfolg-Anbeter“ und muß daher, vermöge des argumentum a contrario, an dem Mißerfolg sein besonderes Vergnügen haben. Natürlich nicht an dem Mißerfolge Anderer — denn das wäre ja gemeine Schadenfreude, welche einem Philosophen nicht ziemt, — sondern an dem Mißerfolge seiner selbst.

Während also dieser Standpunkt bei einem Autor, wie Jacoby, sehr gerechtfertigt erscheint, vermag ihn natürlich der Verleger des Buches durchaus nicht zu theilen. Für ihn, von seinem mercantilen Standpunkte aus, welchem mit den „Manchester Männern“ jedes sittliche Pathos fremd ist, erscheint jede Schlappe des Autors als eine Schlappe für das Buch, und folglich als eine Schlappe für sich selbst. — Vielleicht ist hierin der Grund zu suchen, warum jetzt noch, Monate nach dem Erscheinen des Buchs, von welchem man Anfangs ohne Zweifel annahm, der Name des berühmten Verfassers werde allein hinreichen, alle vierzehn Tage eine neue Auflage zu bewerkstelligen, diese identische Note ihre verspätete Kunde durch alle Zeitungen macht. Und vielleicht erklärt sich daraus auch der Inhalt der Note. Seit dreißig Jahren spielt Jacoby eine hervorragende Rolle in der preussischen Politik; all sein Dichten und Trachten ist entweder ausschließlich politisch, oder doch ganz und gar von Politik durchdrungen; namentlich sind dies seine Schriften und Reden. Man hat ihn zwar zum Destern „den Königsberger Philosophen“ genannt. Aber man verband damit gewiß nicht den Begriff des Fachgelehrten. Auch seinen begeistertsten Anhängern ist es niemals eingefallen, ihn mit Kant und Fichte, mit Hegel und Schilling, oder auch nur mit v. Hartmann und Schopenhauer, auf eine Linie zu stellen. Man nannte ihn einen „Philosophen“, aber man dachte dabei nicht an die Gelehrsamkeit, sondern an den Charakter. Man wollte damit nicht sagen, dieser Mann wird ein neues System erfinden, welches die Wissenschaft reformirt. Man wollte sagen, dieser Mann ist ein stoischer Charakter, welchen die Freuden und Leiden dieser Welt unberührt lassen; nichts sicht ihn an, weder Sonnenschein, noch Regen, weder Volksgunst noch Kerkerhaft, weder das „Hosiannah“ noch das „Kreuzige“; selbst die größten welthistorischen Ereignisse gehen ohne Eindruck an ihm vorüber, er kann aus ihnen nichts lernen, sie vermögen seine Principien nicht umzustossen, ja nicht im Geringsten zu modificiren; er haust in stolzer und erhabener Einsamkeit im Kreise weniger, mit äußerster Sorgfalt ausgewählter Eingeweihter; nur selten, wenn es Noth und Pflicht gebietet, kommt er herunter gestiegen, gleich dem Alten vom Berge, und verkündet der Menge, deren Ohr an seinen Lippen hängt und nach den Worten seines Mundes dürstet, Worte des Heils und der Weisheit, um dann wieder in sein erhabenes Dunkel zu schwinden; auch im Abgeordnetenhouse enthält er sich der profanen Arbeiten in den Commissionen, zu welchen ja die gewöhnlichen parlamentarischen Aul's gut genug sind, auch mischt er sich nicht mit Rede und Gegenrede in den täglichen Kampf der Parteien; nur einmal in jeder Sitzungsperiode bricht er sein majestätisches Schweigen, um im steinernsten Rapidarstyl eine kurze Rede wider die Reichsverfassung, oder wider das preussische Budget im Allgemeinen zu halten, welche Rede mit einem jener drei zerschmetternden Citate schließt,

wovon das eine heißt: „Ruere in servitium“, das andere: „Contra hostem aeterna autoritas esto!“ das dritte: „Die Wahrheit führt ein Schwert, Gerechtigkeit hat es geschmiedet“; er kennt keine Freundschaft, das Princip gilt ihm Alles, das haben selbst seine Freunde von der Fortschrittspartei an ihm erfahren, auch sie hat er seiner Ueberzeugung geopfert.

Franz Biegler, ebenfalls ein Demokrat, aber von etwas anderem Stoffe, Franz Biegler, dessen Witiz ewig jung bleibt, wie Jacoby ewig feierlich, nannte einstens im Abgeordneten-Hause Johann Jacoby den „König Rhameses von Aegypten“, weil er gleich jenen, Jahrtausende alten, sitzenden Steinbildern, ewig in derselben Stellung auf seinem Sitze verharrte, die Beine dicht neben einander, die Füße gerade an sich gestreckt und die Handflächen auf den spitzen Knien, die rechte Hand auf dem rechten, und die linke Hand auf dem linken. „König Rhameses von Aegypten“ und „Philosoph Jacoby von Königsberg“ galten für synonym.

Nun kommt aber der Hamburger Verleger der „Gesammelten Schriften und Reden“ und gibt Jacoby den Politiker preis, um Jacoby den Philosophen zu retten. Er macht das belangreiche Zugeständniß, es gebe allerdings wohl Menschen, welche in der Politik „Jacoby's Standpunkt nicht theilen“, oder welche durch den Standpunkt, den Jacoby in nationalen Fragen, so vor Allem in der Frage der Annexion von Elsaß-Lothringen, einnimmt, „sich abgestoßen fühlen“; aber gerade diesen, fügt er hinzu, sind die gesammelten Werke zu empfehlen, denn der Herr Verfasser ist „ein tief philosophisch gebildeter Mann“, er hat sogar den Aristoteles studirt und seine Aufsätze gewähren einen interessanten Einblick in sein Geistesleben, man soll ihn daher nicht als einen auf Irrwegen befindlichen unversöhnlichen Gegner betrachten, sondern als einen „Philosophen, von dem auch der Gegner lernen kann.“

Das Rechte ist ein logischer Lapsus. Man kann überhaupt stets von seinen Gegnern lernen, von politischen sowohl, wie von philosophischen. Unsere Freunde zeigen uns unsere Fehler unter vier Augen, unsere Feinde im Lichte der Deffentlichkeit. Das ist der ganze Unterschied. Aber auch abgesehen davon müssen wir Johann Jacoby gegen den Inhalt der identischen Note auf das Allerentschiedenste in Schutz nehmen. Wäre Jacoby nichts, als Philosoph, im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, dann wäre er wenig, und in Wirklichkeit ist er viel. Seine Aufsätze über Hegel und die Hegelingen und über die griechische Tragödie, desgleichen seine Parallele „Kant und Lessing“ verrathen allerdings einen gewissen Grad von philosophischer Bildung, auch fehlt es, wenn wir von der „Griechischen Tragödie“ absehen, nicht an Kenntniß des Gegenstandes. Aber damit ist auch Alles gesagt. Irgend etwas wissenschaftlich Neues erfährt man aus diesen „philosophischen“ Schriften nicht.

Auf diesem Gebiete liegt also nicht Jacoby's Bedeutung. Sie liegt ausschließlich auf politischem Gebiete. Jacoby ist der Urtypus des abstracten vormärzlichen Liberalismus, dessen Religion die Opposition war, und zwar die Opposition aus Princip, die Opposition um der Opposition willen; jenes Liberalismus, welcher stets auf der äußersten Linken sitzen will, ohne Rücksicht darauf, was denn den Gegenstand bildet, nach welchem man bemißt, was Rechts und was Links ist; jenes Liberalismus, welcher aus Consequenz inconsequent wird, weil er nur auf sich und seinen Platz sieht und darüber vergißt, daß die Welt während dessen nicht stillsteht.

Wenn Jemand seine „Gesammelten Schriften“ herausgibt, so pflegt er seine Laufbahn als geschlossen zu betrachten. Auf Jacoby als Politiker (nicht auf Jacoby als Philosophen) dürfte dies Anwendung finden. Wenigstens wird ein Berliner Wahlkreis ihm ein Mandat nicht wieder anvertrauen. Der Berliner Bürger ist fortschrittlich gesinnt, allein Jacoby hat sich ja mit der Fortschrittspartei überworfen und sich mit Guido Weiß und einigen wenigen Getreuen als äußerste Linke constituirt. Endlich hat er sich Bebel und Liebknecht in die Arme geworfen. Letzteres wird ihm am Wenigsten verziehen. Der Berliner Bürger ist augenblicklich wirthschaftlich im Zustande reactionärer Beklemmung. Weil Berlin sich aus einer Residenz-, Garnison- und Beamten-Stadt in eine Handels- und Fabrikstadt, aus einer märkischen in eine preußische, und aus einer preußischen in eine deutsche Stadt verwandelt hat, weil es riesig wächst, weil dieses schnelle Wachstum Gliederschmerzen veranlaßt, weil die alte Weißbier-Gemüthlichkeit aufhört, sich hin und wieder Gefindel zeigt, die Concurrrenz zunimmt, und der Kampf um das Dasein täglich mehr Kraftaufwand fordert, hat der Berliner Bürger einen gründlichen Haß gegen die wirthschaftliche Freiheit gewonnen. Wie man im Mittelalter, als der „schwarze Tod“ in der Mitte des 15. Jahrhunderts wüthete, behauptete, die Juden hätten die Brunnen vergiftet und sie schaarenweise todtgeschlug; wie man später, so oft eine Rinderpest oder ein sonstiges „Viehsterben“ sich zutrug, behauptete, das Vieh sei verhext und die alten Weiber duzendweise als Hexen verbrannt, so haßt jetzt der Berliner die „Manchesterländer“ und die „Socialdemokraten“ gleichmäßig. Er setzt seine Hoffnung auf die „Kathedersocialisten“, weil er erwartet, diese Gelehrten, welche mit der Regierung ja so intim seien, würden ein Mittel erfinden, welches die Regierung „energisch“ in Vollzug setzen werde, um „dem ganzen Schwindel ein Ende zu machen“. Zwar wollen die Einsichtigen behaupten, diese Auffassung sei zu thöricht, als daß sie sich lange behaupten könne. Allein die Judenverfolgung und der Hexenbrand waren noch viel sinnloser und grausamer; und wie lange haben diese Geisteskrankheiten nicht gedauert?

Betrachten wir also Jacoby's politische Laufbahn als abgeschlossen, so

müssen wir, obgleich wir nur mit deren Anfang, aber durchaus nicht mit deren Ende einverstanden sind, dennoch erklären, daß die Uebersicht, welche uns die „Gesammelten Schriften und Reden“ über die Entwicklung und die Thätigkeit dieses Mannes während der letzten dreißig Jahre gewähren, von dem höchsten Interesse ist. Wir haben hier gleichsam ein physisches Object, in welchem sich die Geschichte des politischen Geistes während dieser für Deutschland so außerordentlich wichtigen Periode spiegelt. Im Anfang ist der Spiegel von außerordentlicher Schärfe und Klarheit, und er steht in der richtigen Distanz und Stellung zu den Dingen, um sie gut und treu aufzufassen. Später ändert sich dieses. Der Spiegel wendet sich von den Dingen mehr ab, und ein trüber Hauch beginnt ihn zu bedecken. Die objective Richtigkeit der Wiedergabe hört auf, dafür aber finden wir Ersatz in der subjectiven Beschaffenheit der Person, welche typisch ist für eine ganze Reihe zeitgenössischer Erscheinungen. Das subjective, pathologische, psychologische Interesse tritt an die Stelle des objectiven, physiologischen, historischen. Dadurch scheidet sich von selbst die Laufbahn in zwei Perioden, von welchen wir im Zweifel sind, welche von ihnen wichtiger ist für die Geschichte unserer Zeiten.

Jedoch ist diese Sammlung kein Buch für politische Kinder, oder auch nur für angehende Politiker. Sie könnten sich den Tod davon holen, und zwar um so sicherer, je größer die Aufrichtigkeit ist, mit welcher hier Alles Gutes und Böses, neben einander ausgekramt wird. Es ist ein Buch für Staatsmänner, welche selbst in dem letzten Menschenalter thätig waren und hier zu erkennen vermögen, wie sich der Proceß vollzieht, der einen von Haus aus der Freiheit und dem Fortschritte ergebenen Mann allmählich so sehr in die absolute Verneinung drängt, daß er sich schließlich auch gegen Freiheit und Fortschritt feindselig wendet, bloß deshalb weil dieselben sich zu realisiren beginnen, und wie er sich so in Abstractionen verslüchtigt, daß er Staat und Nation um ihres concreten Inhalts wegen verachtet und sich zur Bekämpfung derselben mit den vaterlandslosen Schwarzen und Rothen vereinigt. In der That ein sehr trauriger, aber außerordentlich lehrreicher Hergang.

Es ist ein Buch für zukünftige Geschichtsschreiber, sowohl für die Staats-, als auch für die Cultur- und Geistesgeschichte. Es zeigt uns, wie ein Mann von bedeutender Befähigung, ein Mann von warmem Herzen und scharfem Geiste, sich durch den schweren Druck enger Verhältnisse und veralteter Institutionen hindurchwindet und durchkämpft, wie er als mächtiger und beredter Kämpfer für die Unterdrückten auftritt ohne Furcht vor Gefahr und Verfolgung, wie er nicht weniger für die nationale Idee eintritt, in der Nationalversammlung, wie in dem Nationalverein, wie er aber dann die staatlichen Gebilde, welche er ideal ersehnt, auf das Entschiedenste befehdet, sobald sie in die reale Erscheinung getreten sind, wie er sich immer mehr der Gegenwart

abwendet und in seinem Blatte, der „Zukunft“, die bisherigen Freunde und Parteigenossen, welche, die Einen früher, die Andern später, die Basis acceptiren, welche aus den Ereignissen von 1866 hervorgegangen, deshalb mit einer Schonungslosigkeit und Unduldsamkeit verfolgt, welche sich seltsam ausnimmt in dem Munde des bisherigen Anwaltes des Unterdrückten, welcher politischer Reherichter gegen Andersgläubige geworden zu sein scheint in demselben Augenblicke, wo die bürgerliche Zurücksetzung der religiös Andersgläubigen aufhört. Es zeigt uns ferner, wie der Mann, welcher so stolz ist auf seine Consequenz, dadurch, daß er dieselbe lediglich formell auffaßt und die Zeitereignisse vollständig ignorirt, aus einem aufrichtigen Freunde der Humanität, der Cultur und Gefittung, aus einem Vorkämpfer des moralischen Verfassungs- und Rechtsstaates mit Freiheit der Person und des Eigenthums, zu einem Accolythen von Bebel und Liebknecht wird, d. h. zu einem Anhänger des auf das Gesammteigenthum basirten „Volksstaates“, welcher „Krieg dem Capital“ und Classen-Kampf predigt und das persönliche Eigenthum und die persönliche Freiheit in dem vernichtenden Schlunde der allgemeinen Barbarei verschwinden zu machen droht, indem er die Pariser Commune, dieses an Gewaltthat so reiche und an Ideen so arme Scheusal, als leuchtendes Vorbild aufstellt.

Treten wir den Thatsachen etwas näher. Johann Jacoby ist geboren in Königsberg und wohnhaft daselbst. Mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Heidelberg, einiger Sommer-Reisen und Bade-Touren und der jeweiligen politischen Reisen, hat er sich niemals an einem andern Orte aufgehalten, als in der „Stadt der reinen Vernunft“, welche staatsrechtlich erst seit Kurzem zu Deutschland gehört. Königsberg hat im Beginn des Jahrhunderts furchtbar gelitten und trotzdem im Jahr 1813 Großes geleistet. Es herrscht dort die in einzelnen Dingen nicht ungerechtfertigte Meinung, der Staat thue nicht genug für Ostpreußen und für seine Provinzialhauptstadt. Einige sagen: der Staat thut nichts für uns, und deshalb müssen wir ihm Opposition machen, um ihn für die Vernachlässigung zu bestrafen; Andere sagen: die Regierung thut nichts für uns, wir müssen ihr daher entgegenkommen, um ihre Gunst zu gewinnen. So kommt es, daß hier die Mittelparteien fehlen und die hyperconservativen Regierungsmänner auf der einen, die radicalen Oppositionsmänner auf der andern Seite, einander schroff gegenüber stehen. Dies zeigt sich namentlich bei den Wahlen, aus welchen reihum Männer der äußersten Rechten oder Männer der äußersten Linken in demselben Bezirke hervorgehen, je nachdem die Regierung, welche sich niemals neutral hält, siegt oder unterliegt.

Natürlich waren vor länger als einem Menschenalter die Dinge noch schärfer gespannt; und inmitten jener Spannung erwarb sich Ostpreußen das große Verdienst, unter Hintansetzung seiner materiellen Interessen (Eisenbahn

u. s. w.) den idealen Gütern der Nation, namentlich dem durch die Natur der Dinge und feierliche Verbriefung wohlbegründeten Anspruch Preußens auf eine constitutionelle Verfassung, oder wie man damals sagte auf „Reichsstände“ die nachdrücklichste Befürwortung zu leihen, — ein Verdienst, das kaum weniger hochzuschätzen, als die ein Menschenalter früher betheiligte Initiative zur Abwerfung des Joches der Fremdherrschaft (1812 und 1813).

Am 29. August 1840 zog der neue König in Königsberg ein, begleitet von dem ominösen Herrn v. Kochow. Namens der Stadt begrüßte ihn der Oberbürgermeister von Auerwald. Kochow und Auerwald, — diese beiden Namen reichen hin, die Situation zu bezeichnen. Der Oberpräsident von Schön verlas das Decret, welches den preußischen Huldigungs-Landtag am 5. Sept. 1840 eröffnete. Schon am 6. Sept. stellte ein Königsberger Deputirter, dessen Namen Deutschland heute leider schon vergessen zu haben scheint, der Kaufmann Heinrich, den Antrag auf Einführung von Reichsständen und einer constitutionellen Verfassung. Der Antrag wurde von dem Oberpräsidenten von Schön, dem Oberburggrafen von Brünneck, dem Oberbürgermeister von Auerwald und dem Deputirten von Saucken-Tarputschen unterstützt und mit 90 Stimmen gegen 5 angenommen. Das Land jubelte Beifall. Der König erließ einen nicht ungnädigen Abschied. Von allen Seiten gingen Petitionen ein für den Königsberger Beschluß. Es waren die Flitterwochen der neuen Herrschaft. Der Rückschlag blieb bekanntlich nicht aus.

Es waren zwei politische Schriften, welche damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die eine war betitelt: „Woher und Wohin?“ die andere: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen.“ Die Schrift „Woher und Wohin“, als deren Verfasser sich später der Oberpräsident von Schön herausstellte, schloß mit den Worten:

— „Nur durch Generalstände kann und wird in unserem Lande ein öffentliches Leben entstehen. Ist der Tag dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht in ihrem Lauf gebieten. Schon im Jahr 1813 sah man die erste Morgenröthe eines solchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußersten Spitzen gen Ost und West in unserm Lande sind noch davon erleuchtet! Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu seinen Fahnen, ja fürwahr in voller Treue kam man in Preußen des Königs Rufe zuvor. Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich und unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf der er, nach dem Culturzustande des Volkes, zu stehen verdient. — Die Zeit der sogenannten väterlichen oder patriarchalischen Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist, das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit.“ —

Die „Vier Fragen“ erschienen im Februar 1841, unmittelbar vor Eröffnung des ostpreussischen Landtags. Es war ein kleines Schriftchen, aber schwer an Inhalt und erfüllt von einer unerbittlichen Logik.

Die vier Fragen waren: 1) Was wünschen die preussischen (Königsberger) Stände? 2) Was berechtigte sie? 3) Welcher Bescheid ward ihnen? 4) Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Die Antworten lauteten so: Zu 1. Sie wünschen Theilnahme der Bürger am Staat. — Zu 2. Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre bereits am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigsprechung berechtigte sie dazu. — Zu 3. Als Bescheid ward ihnen: — Anerkennung ihrer treuen Gesinnung — Abweisung der gestellten Anträge — vertröstende Hindeutung auf einen zukünftigen unbestimmten Ersatz. — Zu 4. Dem gegenüber bleibt ihnen nichts übrig, als Das, was sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als klar erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen. —

Neben der Schärfe der Logik, der Sachkenntniß und dem Ernst, war es vor Allem die große Mäßigung, welche die Schrift auszeichnete. Dieselbe erschien anonym und geheimnißvoll. Sie war in Mannheim verlegt. An demselben Tage und in derselben Stunde tauchte sie an allen Orten der preussischen Monarchie auf. Sämmtliche Deputirte der Provinziallandtage erhielten sie, ohne zu wissen von wem. Nach Berlin kam sie zuletzt. Als von der Hauptstadt aus der Befehl der Confiscation erging, war es zu spät, die Verbreitung war schon vollendet. — Der Eindruck der Schrift war bewältigend, nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland, welches damals schon ahnte, seine Zukunft werde in Preußen entschieden. Der Verfasser war unbekannt. Man rieth zuerst auf Schön. Dann hieß es, nein, Schön sei es nicht. Aber wer sonst? Wer vermochte eine so imponirende Sprache zu führen?

Da wurde das Geheimniß enthüllt, und zwar durch den König. Der Verfasser, der gegen alle Andern, gegen die ganze Welt seine Autorschaft so sorgfältig verbarg, hatte sie nur einer Person offenbart, und zwar der höchsten Person im Staat. Er hatte dem König die Schrift vorgelegt mit einem ehrfurchtsvollen Schreiben, welches unterzeichnet war: Dr. Johann Jacoby, practischer Arzt in Königsberg.

Die Antwort war die Einleitung einer Untersuchung wegen Hochverrathes, Majestätsbeleidigung, Aufregung zum Mißvergnügen, frechen und unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze u. s. w. Gleichzeitig verklagte Preußen die Schrift beim — Bundestage, und dieser verfügte mit ganz unerhörter Schnelligkeit, schon am 13. März, ihr Verbot in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, Riechtenstein und Vaduz mit inbegriffen. — Die Untersuchung hatte seltsame Schicksale. Das Oberlandesgericht in Königsberg behauptete, nur

das Kammergericht in Berlin sei competent. Das letztere dagegen erklärte das erstere für competent und sich für incompetent. Darüber ging das Jahr 1841 zu Ende. Am 20. April 1842 erging das Erkenntniß erster Instanz. Der Criminal-Senat des k. Kammergerichts in Berlin sprach den Angeklagten wegen des Hochverraths frei, verurtheilte ihn aber wegen Majestätsbeleidigung u. s. w. zu einer Festungsstrafe von zwei und einem halben Jahre und zum Verlust der Nationalalkofarde. Drei Vierteljahre später, am 20. Januar 1843, nachdem die ganze Procebur beinahe zwei Jahre gedauert hatte, hob der Appellations-Senat des Kammergerichts die Verurtheilung auf und erkannte auf gänzliche Freisprechung.

Während dieser zwei Jahre war Jacoby der Liebling der Nation geworden. Seine Provinz, sein Land, ganz Deutschland stand hinter ihm. Man faßte den Proceß so auf, als wenn er in Sachen des Johann Jacoby von Königsberg, Klägers, wider die königliche Krone von Preußen, Verklagte, auf Erfüllung des Vertrags vom 22. Mai 1815 und auf Mündigsprechung des Volkes geführt würde. Wir Alle sahen in Jacoby's Verurtheilung unsere eigene Niederlage, in seiner Freisprechung unsern eigenen Sieg; und wir glaubten fest, die Weltgeschichte werde das Erkenntniß des Gerichtes vollstrecken. Das starre Festhalten Jacoby's an dem verbrieften Rechte; seine ewig wiederholte Mahnung an Erfüllung des königlichen Wortes, eine Mahnung, welche das Volk befriedigte, weil sie strenge und ernst, und die das monarchische Gefühl nicht verletzte, weil sie dabei höchst ehrerbietig war; die Furchtlosigkeit in der Wertheidigungsweise, bei welcher er keinen Zoll zurückwich, sondern sein Recht, das sich am Ende immer mehr mit dem Rechte des Volkes auf Mündigsprechung zu identificiren schien, immer von Neuem und immer besser und tiefer begründete; seine Wertheidigungsschriften, welche er in der Schweiz drucken lassen mußte, die aber trotz Bundestag und Landespolizei in Deutschland den Weg in alle Hände zu finden wußten; seine stets klare, bestimmte, überzeugende Ausdrucksweise, welche das damals so beliebte Mittel der Phrasologie gänzlich verschmähten; das elende Stagniren der Verfassungsfrage in Preußen, dieses ewige Experimentiren, dieses ewige Hangen und Bängen in schwebender Pein, das keine Partei befriedigte und mit jedem Tage mehr reizte, — Alles das machte Jacoby zum gefeiertsten Manne in Deutschland. Niemals sind einem einfachen Privatmann größere Ehren erwiesen worden.

Das war der Zenith seines Ruhmes.

Daß derselbe sich nicht verminderte, dafür sorgten die ewig erneuerten Anklagen, welche die preußische Justiz — zur höchsten Ehre ihrer Unabhängigkeit sei dies gesagt — mit ewig erneuerten Freisprechungen beantwortete. Im Jahre 1845 wurde er abermals in Untersuchung gezogen, und zwar wegen

den Schriften: „Preußen im Jahre 1845“ und „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms des Dritten.“ In erster Instanz wieder zu zwei und einem halben Jahre Fessung verurtheilt, wurde er durch Erkenntniß des ostpreussischen Tribunals in Königsberg abermals freigesprochen. Im Jahre 1849 klagte man ihn wegen Theilnahme an dem sogenannten „Kumpf-Parlamente“ des Hochverraths an; die Geschworenen erklärten ihn „nichtschuldig“ und der Gerichtshof sprach ihn frei.

Aber dieser Mann, der so stark war im Fordern des verbrieften Rechtes, erwies sich schwach und unvermögend in Handhabung der Kunst der praktischen Politik, d. h. in dem Gebrauche des geforderten Rechtes, nachdem es gewährt war. Um diesen Mangel auszugleichen, ist er, je mehr sein Alter zu- und sein Erfolg abnahm, desto mehr nach Links gewekt. Am Beginn seiner Laufbahn Vorkämpfer der konstitutionellen Monarchie, und zwar der preussischen Monarchie, — ist er jetzt utopistischer Republikaner. Vor 1866 jahrelang getreues Mitglied des Nationalvereins, hat er seitdem die einheitlichen und nationalen Einrichtungen, welche das letzte Lustrum gebar, auf das Feindseligste bekämpft. Früher Vertheidiger des Rechtsstaates, verlangt er jetzt absolute Einmischung der Regierung in das wirtschaftliche Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Zuerst Altliberaler und Fortschrittsmann, ist er nach und nach Volks-Partei-Mann, föderativer Republikaner, Social-Demokrat und Anhänger der Herren Bebel und Liebknecht geworden.

Am 20. Januar 1870 hielt er in der Wählerversammlung des zweiten Berliner Wahlkreises (Landtag) eine Rede, deren Urheber ebensogut der Communearde Bebel oder der Professor Schmoller hätte sein können. Er verlangte „gleiche Theilnahme an dem Genuß und den Gütern der Erde“ für „Alles, was Menschen-Antliß trägt“. Er verlangt von dem Staat, daß er diesen Zustand herbeiführe dadurch, daß er sich in die Privatwirtschaft einmische um „eine gerechtere Vertheilung des Arbeitsertrages“ zu erzielen. Was das ist, wie es der Staat zu Stande bringen soll, darüber beobachtet er das tiefste Schweigen. Soll die Gesetzgebung Minimalsätze für den Lohn und Maximalsätze für die Preise und die Miethen fixiren? Und wie soll man ein solches Gesetz durchführen? Soll man den Arbeitnehmer, welchem der Lohn zu niedrig ist, zur Arbeit mit Gewalt anhalten? Soll man den Arbeitgeber, welchem die Löhne zu hoch sind, zwingen, dennoch fortarbeiten zu lassen, auch wenn er und sein Geschäft darüber zu Grunde geht? Oder soll man dem Minister des Innern, Grafen zu Eulenburg, eine unbeschränkte Polizei-Dictatur übertragen? Oder soll man den Handelsminister, Grafen von Ikenplitz, ermächtigen, sich in jedem Geschäfte der Cassa zu bemächtigen und nach eigenem Gutdünken die Geschäfts-Erträgnisse zu vertheilen? Wo würde man aber unter solchen Umständen die Narren finden, welche geneigt wären, ein Geschäft zu betreiben?

Oder will man die Leute dazu zwingen? Und wenn, ist die Regierung, wenn sie Jemandem ein Geschäft octroyirt oder die fernere Fortführung eines Geschäftes aufzwingt, nicht auch verpflichtet, ihn mit dem dazu erforderlichen Geld und Verstand zu versehen? Und woher denn das Alles nehmen, ohne zu stehlen? — Das Programm vom 20. Januar 1870 ist sonach entweder weiter nichts, als der fromme Wunsch, es möge überhaupt noch viel schöner und besser werden auf Erden, — ein Wunsch, den Jedermann theilt. Oder es bedeutet die unbedingteste Dictatur der jeweiligen Regierung, die absolute Unterdrückung der wirthschaftlichen Gesellschaft und der bürgerlichen Freiheit, für die vormalig Jacoby so muthig und glänzend gestritten. Da wir aber an eine solche Apostase nicht glauben können und wollen, so bleibt uns nur der erste Theil der Alternative übrig. Zwar können wir uns von der Ueberzeugung nicht trennen, daß es Jacoby im Januar 1870 eben so gut und ehrlich gemeint hat, wie im Januar 1841. Aber das können wir nicht leugnen, daß in dem Inhalt seines Programms eine höchst bedauerliche rückschreitende Metamorphose eingetreten ist. Das Recht ist durch die Willkühr, die Ueberzeugung durch die Laune, der ernste Beruf durch leichtes Dilettanten-Werk, die unerbittliche Logik durch die prätentöse Phrase („Menschen-Antliß“ u. dgl.), die durchsichtige Klarheit durch verschwommenes Dunkel verdrängt worden.

Sollen wir das Alles Jacoby persönlich zum Vorwurfe anrechnen? Soll uns diese traurige Gegenwart blind machen gegen eine glorreiche Vergangenheit? —

Nein, gewiß nicht! Das wäre die höchste Ungerechtigkeit. Achten wir die Person, aber lassen wir uns durch diese Achtung nicht blind machen für die Fehler der Sache. Suchen wir uns diese Wendung genetisch-pragmatisch zu erklären. Jacoby, welcher stets der sogenannten „constitutionellen Entwicklung“ der süddeutschen Staaten eine besondere Vorliebe bewahrt hat, ist nichts als der norddeutsche Ableger des vormärzlichen süddeutschen Liberalismus, welcher letztere bekanntlich auf ein französisches Reiß gepropft und dabei so allumfassend naiv war, daß der badische Abgeordnete v. Jhstein, seiner Zeit der beste Kopf unter den süddeutschen Liberalen, mit dem communistischen Schneider Weitling ein zartes Einverständniß unterhielt, wobei natürlich nicht der Schneider, sondern der Baron der „Dupe“ war. Jener Liberalismus war stark in der Negation und schwach in der Affirmation, groß im Fordern und klein im Bewahren. Sein Idealismus schlug um in eine Abstraction, welche alles Concrete verschmähte. Seine Bekämpfung schlechter Regierungen führte, auf dem Wege der Verwechslung der jeweiligen Staatsregierung mit der ewigen Staats-Idee, schließlich zu einer Verneinung des Staates als solchen; ein dialectischer Prozeß, der viel Entschuldigbares und Begreifliches hat in

einem lebensunfähigen Kleinstaate, aber angesichts der staatsbildenden Kraft Preußens und der Hohenzollern, namentlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, gelinde ausgedrückt, ein starker Anachronismus ist.

Dazu kommt weiter etwas: Jener veraltete süddeutsche Liberalismus, welchen wir heut zu Tage vor Allem auch in Süddeutschland als einen überwundenen Standpunkt betrachten dürfen, hatte eine Eigenthümlichkeit, wodurch er sich merkwürdig abhob von dem Parteilieben aller übrigen europäischen Cultur-Staaten. In den letzteren strebt jede lebensfähige politische Partei nach der Gewalt, theils aus Selbsterhaltungstrieb, theils um ihr Programm verwirklichen zu können. Der vormärzliche Liberalismus war entgegengesetzter Meinung. Er hatte eine wahre Idiosynkrasie gegen die Arbeit, d. h. gegen jede unmittelbaren practischen Erfolg anstrebende Thätigkeit. Statt den „Erfolg anzubeten“, verabscheute er ihn. Das Streben nach der Gewalt war in seinen Augen nicht bloß ein Fehler, — es war ein Verbrechen; und als endlich der Zufall des Jahres 1848 die bisherigen Führer, halb wider deren Willen, an die Spitze der Geschäfte gebracht hatte, galten sie sofort als „Verräther“; und im Grunde genommen durften sie sich darüber gar nicht beschweren; denn es waren ja nur ihre eigenen Ideen, die sich nun gegen siekehrten. Höchstens galt es für erlaubt, sich von einer revolutionären Bewegung tragen zu lassen, wie Danton, welcher (wahrscheinlich ohne die „Wahrhaften Geschichten des Freiherrn von Münchhausen“ gelesen zu haben) behauptete, er sei auf einer Kanonenkugel in das Ministerium geflogen. Endlich als letztes, aber nicht unwichtigstes Moment ist noch jene Unkenntniß der practischen Geschäfte zu erwähnen, welche die Schwierigkeiten unterschätzen und die rechtzeitige Anwendung der Mittel zur Ueberwindung derselben verabsäumen ließ und so zu Mißerfolgen führte, welche letztere man dann, statt sie als Folge von Fehlern anzuerkennen, als Tugend glorificirte, indem man Ungeschick als Stoicismus erklärte.

So kam man zu dem Princip: Entweder Mißerfolg, oder Erfolg nur durch Umwälzungen; ein Drittes gibt es nicht, oder es ist Abfall und Verrath. Auf diesem Wege gelangt man schließlich zu Bebel und Liebknecht, und diesen Weg ist Johann Jacoby gegangen. Wir haben dies ohne Haß und Gunst nachzuweisen versucht; und wenn unser Urtheil zuweilen etwas strenge lautet, so sagen wir zur Entschuldigung mit Johann Jacoby:

Die Wahrheit führt ein Schwert,

Gerechtigkeit

hat es geschmiedet.